

- ▶ Was ist ein zeitgemäßes, komplexen Bedingungen globaler Märkte angemessenes Verständnis von unternehmerischem Entscheiden? Und wie führt man es praktisch durch?¹

Um die derzeitigen modernen Entscheidungssituationen, um die es hier ausschließlich geht, zu charakterisieren, ließe sich auf ein beständig wiedergekäutes Bonmot zurückgreifen: Prognosen sind schwierig, insbesondere, wenn sie die Zukunft betreffen. Grund dafür ist die hohe Ungewissheit bei Zukunftsentscheidungen; also zum einen der Umstand, dass keinerlei Informationen darüber existieren, welches von mehreren Ereignissen, die sich gegenseitig ausschließen, eintreten wird, oder ob sich gar etwas ganz anderes ereignet. Zum anderen bleibt offen, ob vom Entscheider direkt gar nicht beabsichtigte Folgen den Hauptzweck seiner Entscheidung mit beeinflussen – und falls ja, in welcher Form. Im schlimmsten Fall konterkarieren unbeabsichtigte Nebenfolgen der Entscheidung letztlich das Entscheidungsziel selbst. Auch ist die paradoxe Situation vorstellbar, dass der Entscheider mit Blick auf das Ziel ohne die konkrete Entscheidung besser gefahren wäre als mit Entscheidung – aufgrund unplanbar entstehender mehrstufiger Rückwirkungen.

Was nach einem mathematischen Denkrätsel klingt, ist bei strategischen Entscheidungen auf globalen Märkten Alltag. In solchen Entscheidungslagen können weder statistische, empirisch orientierte (beobachtbare relative Häufigkeiten), noch subjektive Wahrscheinlichkeiten zu Hilfe genommen werden (aufgrund *eigener* Erfahrungen gewisse Glaubwürdigkeitsvorstellungen in wohl definierten numerischen Werten quantifizieren – solche Erfahrungen liegen jedoch noch gar nicht vor). Bei der Abschätzung von Marktentwicklungen, etwa im Zuge der Entwicklung radikaler Innovationen, sind Interdependenzen zwischen Entscheidungen mehrerer Akteure und unbeabsichtigten Nebenfolgen

im Markt derart unübersichtlich – komplex –, dass auch subjektive Wahrscheinlichkeiten zwar wissenschaftlich solide erhoben oder abgeleitet werden können (durch direkte oder indirekte Erhebung), dadurch aber lediglich einen formalwissenschaftlichen Status erlangen. Ihre prognostische Qualität wird dadurch nicht besser. Die subjektiven Einschätzungen selbst haben in solchen Situationen grundsätzlich die Qualität von Ratespielen; daran ändern auch Formalstandards und trickreiche Transfers von Wahrscheinlichkeiten in Risiken nichts (vgl. Laux et al. 2012, S. 87–92).

Mit anderen Worten: Wir gehen ausdrücklich *nicht* davon aus, dass jeweils alle zukünftig möglichen Weltzustände vollständig beschrieben werden können, wenn man sich nur ausreichend Mühe gibt; oder dass Unsicherheit, ganz zu schweigen von Ungewissheit, grundsätzlich als Prognoseprobleme modulierbar sind, denen zufolge der Entscheider einen zunächst unvollkommenen Informationsstand vor der Entscheidung, etwa durch subtile Datenauswertungen, beheben könne. Das Treffen von Entscheidungen unter Ungewissheit markiert *im Gegenteil* als eigene, praktische Problemlage eine historisch relativ neue Situation, die durch Definitionsverschiebungen in „alte“ Problemwahrnehmungen hinein grundsätzlich nicht lösbar ist. Letzteres wäre in etwa vergleichbar mit dem Versuch der Physiker, „Heisenberg’schen“ Unschärfeproblemen mit „Newton’schen“ Berechnungsmethoden beizukommen: Man fühlt sich methodisch zwar heimisch, kommt praktisch aber nicht weiter. Einstein veranlasste diese schlechte Gewohnheit zu der berühmten Bemerkung, man könne heutige Probleme eben nicht mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.

Aus genau diesem Grund werden im real praktizierten Management ökonomische Entscheidungstheorien in der Regel ignoriert. „Dying from neglect“ lautet die Devise. Diese Standardwerkzeuge helfen hier nicht; sie entsprechen nicht mehr dem Stand der Dinge. Unter Zeitdruck, unter unübersichtlichen Bedingungen mit zahlreichen Stakeholdern sind viele als einschlägig geltenden Methoden weder praktikabel noch der Komplexität der Situation angemessen. In der Wirtschaft sind es jedoch genau solche Zukunftsentscheidungen, die unternehmerisch in den Vordergrund rücken. Jenseits reinen Ratens: Welche Optionen gibt es dafür?

Zunächst gilt die Prämisse (auch für uns und unseren Vorschlag): Gesichertes Zukunftswissen gibt es nicht. Das Gestalten von Zukunft bedingt grundsätzlich Wille, Vorstellung- und Tatkraft. Letztlich sind Investitionen nichts anderes als Wetten auf die Zukunft, die entschieden sein wollen – und Geldscheine nichts anderes als Kredite aufs Morgen. Vermeintlich Sicherheit gewährende Hilfsmittel wie Daten und Statistik können für Zukunftsbewältigung zwar nützlich sein, denn womöglich offenbaren Datenverarbeitung und Berechnungen ja Hinweise oder Zusammenhänge, die ohne sie verborgen geblieben wären. An der Tatsache, dass Künftiges nur im Modus von Meinungen, Plausibilisierungen und Überzeugungen (also der Schaffung von andersartigem *Sinn*) praktisch bearbeitbar ist, ändern aber auch Daten nichts. Sie beruhigen lediglich das Gewissen.

Im Folgenden erläutern wir unseren Vorschlag, aus rein praktischen Gründen das Verständnis von Entscheiden radikal zu verzeitlichen; zu „temporalisieren“. Im Zentrum steht damit nicht mehr die Sache, sondern Zeit; beziehungsweise die *zeitliche Verschiebung*

einer Sache sowohl ins Gestern (welche Erfahrungen haben wir damit?, wie haben wir das früher gelöst?) als auch ins Morgen (was wäre uns maximal möglich?, was wollen wir eigentlich?). Grundlage dieses Konzepts sind „Vorbilder“: Beispielgebende Unternehmer, die – ohne Regeln oder Leitlinien, die dazu hätten anstiften können – ein solches ökonomisches Handeln mit immensem Erfolg über Jahrzehnte entwickelt und umgesetzt haben. Eine Zukunftsentscheidung interpretieren sie im Verhältnis zur bestmöglich passenden, oftmals utopischen, in Reinform womöglich irrealen Option; und die liegt in der Zukunft. Erst dieser *antezipativ gewonnene Maßstab* macht organisations- und standpunktbezogene Beobachtungen im Unternehmen vom Übergang der Gegenwart in die Zukunft („Wandel“), die grundsätzlich subjektiv sind, überhaupt bearbeitbar. Denn darum geht es ja: Ungewissheit in eine die Organisation stabilisierende Entscheidung zu verwandeln („uncertainty absorption“). In etwas, mit dem man gestalten und die Dinge beeinflussen kann.

Bevor wir uns mit diesem Entscheidungsverfahren selbst beschäftigen, werfen wir aber zunächst einen Blick auf das gesellschaftliche Umfeld, in dem es entstanden ist. In dieser Reinkultur, in der wir es rekonstruieren, existiert exploratives Entscheiden nämlich tatsächlich nur in der „Inkubator-Kultur“ des Forschungs- und Industriekomplexes „Silicon“ Valley. Von dort aus trat es einen leisen, zunächst kaum beachteten Siegeszug an, der dieses sehr spezielle Unternehmertum zum aktuell prägenden (und nach Meinung vieler auch zum gefährlichsten, weil extrem wirkmächtigen) Entrepreneurship-Modell in der globalen Wirtschaft werden ließ. Wirtschaftspolitisch gesprochen, ist das Valley derzeit Benchmark in Sachen Innovation. Was aber steht genau hinter diesem „Kalifornischen Unternehmertum“ (Abschn. 2.1)?

Aus dieser hermetischen Soziokultur erschließen sich die zentralen Weichen zur Bewältigung von Ungewissheit, wie sie sich an der US-amerikanischen Westküste etabliert hat. Wie laufen Zukunftsentscheidungen dort ab? (Abschn. 2.2) Welche Rolle spielen dabei das unternehmerische Selbstverständnis, die Vorstellungen über die eigene Identität? (Abschn. 2.3) Und schließlich: Was bedeuten hier Stabilität und Kontrolle? Welche Stabilität ist überhaupt erreichbar, wo und wie findet Kontrolle des unternehmerischen Tuns statt? (Abschn. 2.4)

2.1 Kalifornisches Unternehmertum

- ▶ Kalifornisches Unternehmertum revitalisiert eine hierzulande allgemein in Vergessenheit geratene alteuropäische Vorstellung von Ökonomie. Gemeinsames organisiertes Handeln (hier: Wirtschaften) – also das Zusammenkommen, Reden und Handeln um ökonomischer Zwecke Willen – firmierte im antiken Griechenland unter dem Begriff der Praxis. Diese Art gemeinsamen Handelns beinhaltet, sich über das bestmögliche Leben zu verständigen. Eine solche Form der Ökonomie und die Kunst haben die gleiche produktive Quelle; alloziert werden letztlich kulturelle Ressourcen. *Praxis* bemüht sich also um die

in der Zukunft liegende gemeinschaftliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts („*Oeconomia divina*“) und trägt ihren Sinn in sich selbst, während *Poiesis* – der Gegenbegriff – lediglich etwas Bestimmtes herstellen will, etwa ein Produkt. Anders formuliert: Wir hier machen Produktinnovationen, um beispielsweise Autos zu verbessern; Kalifornier wollen die Welt verbessern und entwickeln „nebenbei“ die dafür passenden Produkte. Innovationen sind hier Nebenprodukte in einem präzisen Sinn: Sie fallen bei der Umgestaltung der Welt ab. Für die immense soziale Wirkungsmacht dieser ökonomischen Praxis hat sich das Label „Disruption“ etabliert: Es bezeichnet die ökonomisch katalysierte Umwälzung sozialer Verhältnisse.

Das *praxeologische* ökonomische Denken Kaliforniens wurzelt in einer spezifischen Soziokultur. Diejenige Philosophie, welche diese Soziokultur beziehungsweise die amerikanische Mentalität vor allem geprägt hat, ist das pragmatistische Denken. Dessen Pointe liegt in einer emphatischen Zuwendung auf Zukunft. Verständlich wird das mit Blick auf die amerikanische Geschichte: Mit dem Impetus, jede Grenze, die den Zugang zum Morgen versperrt, zu überwinden als Hauptmotiv. Im Kern geht es um ein beinahe unendliches Vertrauen in das Freiheitspotenzial des Menschen, genauer: in diejenigen Möglichkeiten, die in der jeweiligen Gegenwart auf das Ausstehende angelegt sind. Darauf, was *noch* alles möglich ist. Die lähmenden Ketten, über die sich in Europa bereits Rousseau erzürnte („Der Mensch ist frei geboren und überall liegt er in Ketten“), haben die ausgewanderten Töchter und Söhne des alten Kontinents in der Neuen Welt gesprengt – zumindest geistig. Dafür steht (Nord-)Amerika, daraus entstand der Amerikanische Traum. Und um dessen spezifisch wirtschaftliche Bedeutung geht es hier. So ist beispielsweise das Verständnis von Zeitlichkeit in den USA ein anderes als in Europa. Es unterscheidet das dortige Leitbild von Wirtschaft und Gesellschaft erheblich von unseren Sozialverhältnissen.

Amerika ist fasziniert vom Blick auf das „truly new“. Technologische Entwicklungen oder die Erkenntnisse der modernen Physik, durch die Entdeckung der Kernspaltung um Niels Bohr an der Princeton University und das anschließende Manhattan-Projekt zum Bau der Atombombe befeuert, hatten kulturell einen unvergleichlich höheren und nachhaltigeren kulturellen Einfluss auf das amerikanische Geistesleben als auf Europa, das zur Zeit dieser Entdeckungen im Krieg und danach in weiten Teilen in Trümmern lag. „Future“ ist *die* Schlüsselkategorie der pragmatistischen Revolte: Ein Befreiungsversuch von handlungslähmenden Interpretationsvorschriften. Zwar existiert der Aspekt des Futurischen im pragmatistischen Denken in ganz unterschiedlichen Versionen, aber die hoffnungslogische Hintergrunddimension sozialen Handelns ins Zentrum zu stellen, eint alle Varianten.

Der Philosoph Ernst Bloch, der 1938 in die USA emigrierte und in den 1950er Jahren sein dreibändiges „Prinzip Hoffnung“ vorlegte, empfindet dieses Kernprinzip des American Mind – die Hoffnung – in deutschem Duktus nach: „Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. *Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch.*

Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“ (Bloch 1973, S. 1628, unsere Hervorhebung). Mit anderen Worten: Heimat, „die wirkliche Genesis“, ist das, was sich *am Ende* einstellt, wenn Menschen ihren Auftrag erkennen und erfüllen, indem sie ihre gegenwärtige Welt umbilden und „überholen“.

Nicht nur, aber insbesondere kalifornische Unternehmer leben dieses Motiv in geradezu zivilreligiöser Einfärbung und haben es zur Grundlage ihres Verständnisses, ihrer Mühen und Anstrengungen um eine ökonomisch betriebene Dauerumgestaltung und -verbesserung der menschlichen Gattung gemacht. Ihre „Future-Orientedness“ verstehen sie als Wanderung hin zu dem uns allen inhärenten Potenzial. Und ihr Ökonomieleitbild ist nur das Instrument, dieses zu heben: Sie zu denen werden zu lassen, die sie eigentlich immer schon sind (F. Nietzsche). Wir werden später sehen, wie eigensinnig die Vorstellungswelt von „Innovation“ ist, die aus diesem Fundament erwächst. Daran glauben, dass Amerikaner tatsächlich alles nur mit Blick auf eine für alle bessere Zukunft unternehmen, braucht man nicht – es ist jedoch hilfreich, den kulturellen Impetus, wie bereits im Motto zitiert, zu verstehen, ohne den sich auch die konkreten Methoden der Unternehmensentwicklung kaum erschließen lassen.

Beispiel: Kalifornisches Denken bei Richard Rorty

Der wohl berühmteste neuere Vertreter der pragmatistischen Tradition (nach den Altvorderen Charles S. Peirce, William James und vor allem John Dewey) ist Richard Rorty, 1998 in Palo Alto verstorbener Philosoph und intimer Literaturkenner der amerikanischen Tradition. Rorty verstand sich als ein strikt aufs Diesseits gerichteter leidenschaftlicher Kämpfer für die „possibility of a better human future“ anstelle der auf das Jenseits gerichteten „hope of pie in the sky when we die“ (Rorty 1999, S. 208). Deutsche könnten das in etwa übersetzen mit: „Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach“ – und nichts symbolisiert besser den Unterschied zwischen notorisch skeptischen Euro-Germanen und zutiefst optimistischen, zukunfts zugewandten US-Angelsachsen. Rortys philosophisches Konzept kreist um soziale Hoffnung. Er artikuliert ein abgrundtiefes Misstrauen gegenüber den klassisch-philosophischen Begriffspaaren, die unsere Wahrnehmung von Geschichte und Zukunft prägen (Natur – Kultur, Körper – Seele und andere). Seine Begriffe sind emphatisch offen für die Zukunft, stehen eher für eine stets flexible, anpassungsfähige *Begriffsbewegung*, die volatil und strikt kontextabhängig zu sein hat. Von der Tradition eingesperrte, vereinsseitige Begriffe gelte es gerade zu befreien: Diese Termini seien nämlich mit „Prophezeiungen einer vollständig demokratischen Gesellschaft verwoben, deren Ankunft durch solche Befreiungsversuche beschleunigt werden soll“ (Rorty 2000, S. 19). Denken, etwa Philosophie, als Vorstellung einer eigenen, abgekapselten Sphäre, in der *zeitunabhängig* reflektiert und diskutiert werden könne, hält Rorty für absurd. Den Kern käme vielmehr die Rolle von Hilfsarbeitern zu, welche „die Abfälle der Vergangenheit wegkehr[en], um Platz für die Gestaltung der Zukunft zu schaffen“; und manchmal verschmelze die Rolle der Hilfsarbeiter eben auch mit der von Propheten. Wir sollten alle Versuche aufgeben, aus dem Denken und die-Welt-erklären „eine Tätigkeit zu machen, die so autonom wäre, wie sich die Philosophen das vorstellten, bevor sie die Zeit ernstzunehmen begannen“ (Rorty 2000, S. 19).

Dass Rorty zu einem der meistgelesenen Philosophen der Gegenwart wurde, hat zu tun mit der radikalen Zeitgemäßheit, die seine Bücher ausstrahlen – zudem in äußerst vergnüglich zu lesendem, eingängigem Stil präsentiert. Heimliches Zentrum seines Konzepts ist ein emphatischer Zeit- beziehungsweise Zukunftsbegriff; in Abwandlung von Heidegger könnte man sagen, die Menschen

leben bei ihm kein Sein zum Tode, sondern eines zur Zukunft hin. Soziale Versöhnung, vielleicht sogar „Heiligkeit“, werden hier nicht mehr, wie in europäischen Traditionen, rückgebunden an ein *vergangenes* Heilsereignis, sondern erschließen sich allein im noch Kommenden. Diese Vorstellung ist genuin amerikanisch und Grundlage allen „kalifornischen Denkens“; auch wenn die Silicon-Valley-Unternehmen diesen Rahmen durchaus eigensinnig füllen. Sie enthält ein Zeitkonzept, das ausschließlich *praktisch* legitimiert wird:

„Mein Gefühl für das Heilige, soweit ich eines habe, ist an die Hoffnung geknüpft, dass eines Tages, vielleicht schon in diesem oder im nächsten Jahrtausend, meine fernen Nachfahren in einer globalen Zivilisation leben werden, in der Liebe so ziemlich das einzige Gesetz ist. In einer solchen Gesellschaft wäre die Kommunikation herrschaftsfrei, Klassen und Kasten wären unbekannt, Hierarchien zweckmäßige Einrichtungen auf Zeit, und Macht läge allein in der Verfügungsgewalt einer frei übereinkommenden, belebten und gebildeten Wählerschaft. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie es zu einer solchen Gesellschaft kommen könnte. Man könnte geradezu von einem Mysterium sprechen“ (Rorty 2006, S. 47).

Auch Rortys Zentralkategorie heißt Hoffnung – genau diese unbedingte Zukunftszugewandtheit prägt auch das kalifornische Unternehmertum. „Hope“ ist der Motor allen sozialen und politischen Handelns; aber es ist immer eine konkrete, *gerichtete* Hoffnung, kein naives Optimismusprinzip. In Kalifornien blühen seit Jahrzehnten zahlreiche Subkulturen, die diesen Motor weiter aufrüsten wollen – bis hin zu teilweise sektenartigen Bewegungen etwa innerhalb der „Transhumanisten“, die den Menschen der Zukunft von allen physischen Schwächen, inklusive Sterblichkeit, befreien wollen. Das Treppchen dorthin: Personalisierbare Technologien als Katalysatoren der menschlichen Möglichkeiten. Das Silicon Valley entwickelt sie.

Bevor wir diese Weltsicht genauer im 20. und frühen 21. Jahrhundert verorten, ein kurzer Blick auf das hiesige, *europäische* Story-Board. Das aktuelle Erzählschema: Silicon Valley steht hier für eine postideologische Vision des globalen Managements („Die Weltregierung“, so ein SPIEGEL-Titel im Februar 2015, vgl. Schulz 2015). Es ist fasziniert von Systemen und Netzwerken aller Art; seine Perspektive ist „kybernetisch“, also auf globale Steuerung ausgerichtet. Gesellschaft wird an die Natur via Technik maximal angeglichen – der Computer dient dafür als Modell. Die Firmenimperien von Facebook, Apple, Alphabet-Google, Twitter machen Milliarden mit dem Versprechen, mit der Digitalisierung der Menschheit Fortschritt zu bringen: Das Leben nicht nur einfacher, schöner und komfortabler zu machen, sondern auch für jeden teilbar (Sharing), so das Versprechen. Wobei sich der ursprüngliche Claim von Google, „don’t be evil“, zwar freundlich anhört, das eigentliche Motiv dahinter jedoch verberge: Monopolstellung anzustreben, Plattform-Kapitalismus zu etablieren und die global-wirtschaftliche Macht an sich zu reißen. Prominente Kritiker wie Evgeny Morozov und Jaron Lanier, Friedenspreisträger 2014, sind exemplarische Stichwortgeber dieser europäisch-deutschen Rezeption. Hinter den Verheißungen stünde eine auf totale Dominanz und maximale Kapitalisierbarkeit basierende Ideologie. Selbstoptimierung, Fitness, Wellness und individuelle Freiheit: Alles Marketingerede. Die Mittelschicht würde durch die Expansion der Digitalisierung abgeschliffen. Am Ende träfe es alle Branchen – Handwerk, Transport, Büroarbeit, Gesundheit. Dafür stehen Google-Brille, Google-Streetview, Google-Earth, das Betriebssystem Android, fahrerlose Autos, intelligente Haussteuerung, Versicherungspolizen, Nanopartikel im Blut als Krebs-Frühwarner, Kontaktlinsen mit Bluttestfunktion und so weiter – ganz abgesehen von den Datenmengen, die hier gesammelt werden. Fazit: In hiesiger Lesart erscheint die

kalifornisch-digitale Revolution als nahezu metaphysisches Projekt. *This is how our story goes*. Ist das aber die ganze „Wahrheit“?

Wir unterbreiten einen Gegenvorschlag. Wir gehen davon aus, dass ein zentraler Impuls für das kalifornische Denken von den Zäsuren ausgeht, die sich in den Naturwissenschaften in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ereignet haben: Quantenphysikalische Wende, Relativitätstheorie, der Schock der Atombombe (gleichermaßen Faszination und Erschrecken darüber, zu was Menschen per Technik imstande sind), der erste Flug zum Mond, Entdeckungen von immer neuen Himmelskörpern, die Idee von Multiversen oder die Viele-Welten-Theorie von Hugh Everett. Präsident Obama bestätigte in seiner Amtszeit die Mars-Mission: Ab 2030 soll der Nachbarplanet besiedelt werden. Die Perspektive des kalifornischen Denkens ist nicht nur die ganze Erde, sondern auch das Darüberhinausgehen; das alte amerikanische *across the border*: „Die Welt ist nicht genug“ – Ziel: Eine Gesellschaft real werden zu lassen, wie sie die Gründerväter Amerikas einst imaginiert haben.

Die USA sind, jedenfalls qua Selbstverständnis, die globale Speerspitze einer solchen Zukunft in kosmischen Dimensionen. In dieser Art denkende Menschen vertrauen auf die Kraft des Positiven im Zeichen einer scheinbar unbegrenzten Pluralität und Individualität. Freiheit ist etwas, das nicht hergestellt werden muss (etwa durch Politik), sondern das *erkannt* und dann *praktiziert* werden kann. Zuallererst geht es um die richtige Sichtweise. Den Leuten von Google ist zum Beispiel völlig unverständlich, warum Europäer sich derartig skrupulös um die Sicherheit ihrer Daten sorgen. Genauer: Rätselhaft ist ihnen die Haltung dahinter – denn Daten- und Sicherheitsprobleme, deren Existenz niemand bestreitet, lassen sich doch durch weiteren technologischen Fortschritt und Verbesserungen beheben! Alle sind herzlich eingeladen, daran mitzuwirken – die *Smart Creatives* sind geborene Netzwerker. Wo liegt das Problem? Es sind diese zumeist unterschätzten *kulturellen Disparitäten*, aus deren Fundamenten zwei sehr unterschiedliche ökonomische Leitbilder entstanden sind – inmitten einer gemeinsamen westlich-abendländischen Tradition. Sie haben immense Auswirkungen auf das jeweilige Verständnis von Innovation: Wenn Innovation von der Zukunft aus in den Blick genommen wird, wird sie auch konsequent von ihr aus beurteilt (USA) – und nicht an vergangenen oder gegenwärtigen Zuständen (Europa), die kontinuierlich verbessert und dadurch quasi automatisch allmählich überwunden werden.

Popkulturelle und zeitgeistige Flankierungen

Die popkulturelle Gegenkultur der 1960er und 1970er Jahre ist ein beispielhaft-symbolischer Kristallisationspunkt des kalifornischen Denkens. Deren Anhänger erscheinen in Selbstbeschreibungen und Songs oft als Angehörige höherer Wesen. Dabei geht es um einen neuen Menschentypus; eine höhere Menschenform. Joni Mitchell etwa besingt in „Woodstock“ die Hippies als „Kinder Gottes“ auf dem Weg in ein neues Eden; Jefferson Airplane versteht sie als „Crown of Creation“. Tim Buckley („Goodby and Hello“) schwärmt vom neuen Menschen, die Rolling Stones besingen das „Exil“. Insbesondere David Bowie hat sich eine Reihe von Verkörperungen solcher neuen Menschen ausgedacht, etwa auf *Ziggy Stardust* (vgl. Abb. 2.1). Auf *Hunky Dory* findet sich eine Hymne an die „hübschen Dinger“ unklarer Geschlechtszuordnung, die in der Forderung gipfelt, dem „homo superior“ Platz zu machen („All You Pretty Things“ 1972).



Abb. 2.1 David Bowie alias Ziggy Stardust in den frühen 1970ern. (Quelle: Ziggy Stardust Era David Bowie in LA, Getty Image, Michael Ochs Archives)

Vor allem die Popkultur sorgte für eine kulturelle Synchronisierung des US-amerikanischen planetarischen Bewusstseins. Bob Dylan besingt „Planet Waves“. Die Byrds beschäftigen sich intensiv mit dem technischen Fortschritt und seinen psychischen Auswirkungen; als zentrale Klanginspirationen benennt ihr Leader Roger McQuinn Düsenflugzeuge. Psychisches und physisches Hochgestimmt-Sein verschmelzen („Eight Miles High“ 1966). Der für die künstlerischen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts so wichtigen vierten Dimension setzten sie eine fünfte entgegen („5D“ 1966). Einerseits lebten die Menschen auf unserem Planeten in einem geradezu unbegrenzten Innenraum, dem Raumschiff Erde, und müssten den Blick nach innen richten („Mind Gardens“ 1967). Die Beatles sehen das ähnlich („The Inner Light“ 1968). Andererseits sei die Aufmerksamkeit auf die andere, äußere Seite des planetarischen Zeitalters zu lenken, mit der sich Pink Floyd im instrumentalen „Interstellar Overdrive“ beschäftigten. Die erste Internetgeneration argumentierte später

ähnlich: Die vorhandenen positiven Energien gelte es, um Willen maximaler individueller Freiheit allumfassend zusammenzuführen. The Greatful Dead brachten in vielerlei Hinsicht die hymnische Feier des kalifornischen Gedankens in „Estimated Prophet“ auf den Punkt:

California, preaching on the burning shore
 California, I'll be knocking on the golden door
 Like an angel, standing in a shaft of light
 Rising up to paradise, I know I'm gonna shine.

Bereits die frühen amerikanischen Pragmatisten spielten um die Jahrhundertwende ebenfalls mit extraterrestrischen Gedanken. „Ich glaube durchaus nicht“, schreibt William James 1907, „dass unsere menschliche Erfahrung die höchste Form der Erfahrung ist, die es in der Welt gibt. Ich glaube vielmehr, dass wir zu dem Ganzen der Welt etwa in derselben Beziehung stehen wie unsere Schoßhunde und unsere Zimmerkatzen zu dem Ganzen des menschlichen Lebens. Diese unsere Lieblinge bewohnen unsere Salons und unsere Bibliothekszimmer. Sie nehmen an Szenen teil, von deren Bedeutung sie keine Ahnung haben. Sie sind nur Tangenten zu den Kurven des Lebens, deren Anfang und Ende, deren Form ganz außerhalb ihres Bereichs liegt. Ebenso sind wir selbst Tangenten zu den Kurven des höheren Lebens“ (James 1994, S. 192 f.).

Ein planetarisches Mindset gehört zur Identität des amerikanischen Denkens wie Goethe und Schiller zur Identität der deutschen Kultur. Was sich daran jeweils verändert, sind die zeitdiagnostischen Einfärbungen. So machte die Kunsthistorikerin Elizabeth Kessler auf die visuellen Parallelen zwischen den spektakulären Bildern des Hubble-Teleskops zur amerikanischen Landschaftsmalerei im 19. Jahrhundert aufmerksam. Die Teleskopaufnahmen sind selbstverständlich nachbearbeitet, stammen aus monochromen Daten und sind im Original farblos. Für die Nachfärbung am Computer existieren jedoch „Vorlagen“: Soziokulturelle Prägungen archetypischer Art, Erinnerungen aus dem kollektiven Unbewussten Amerikas, wie sie etwa in der Tradition der Hudson River School oder von Malern wie Albert Bierstadt und Thomas Moran aufgehoben sind. Abbildung 2.2 zeigt den Vergleich eines Hubble-Fotos mit einem Bild aus dieser Tradition. Die Hubble-



Abb. 2.2 „Drei Säulen der Schöpfung“ (Hubble-Teleskop, Adler-Nebel) im Vergleich mit „Cliffs of the Upper Colorado River, Wyoming Territory“ von Thomas Moran (1837–1926). (Quellen: NASA, ESA/Hubble and the Hubble Heritage Team; Traditional Fine Arts Organisation, Inc. (2010))

Fotos präsentieren als Artefakte ein konkretes amerikanisches Weltbild, ohne dass sich hier sinnvoll von Manipulation sprechen ließe: Hubble spiegelt aus Sicht der Amerikaner letztlich nur die irdische Heimat im unendlichen Universum wider. Diese Fotos sind *konsistent* – und gerade deshalb so faszinierend.

Jede technologische „Disruption“, welche die menschliche Reichweite in mobiler, kommunikativer oder geistiger Hinsicht erweitert, treibt die amerikanische Vision an – genauso wie uns Europäer im Gegenteil „Rückschläge“, wie eine weltweite Finanzkrise, zu einer erneuten Rückversicherung unserer Wurzeln und kulturellen Fundamente führen. Kulturen „wachsen“ und verdichten sich gerade in Krisen. Für eine globale Wirtschaft könnte diese Einsicht erhebliche (auch wirtschaftspolitische) Konsequenzen haben.

Kalifornisch „funktionierende“ Unternehmen stehen für eine gesellschaftliche Zukunft, aus der heraus Produkte und Dienstleistungen entwickelt werden, die genau in diese Zukunft führen. Möglich wird das durch maximal selbstermächtigte Individuen; die Gadgets dafür kommen aus dem Valley. Diese Technologien sind vor allem eines: persönlich. Sie sind Krücken, Brückenköpfe; für die Zukunft, *an deren Stelle sich die Valley-Unternehmen setzen*: Diese Firmen *sind* diese Zukunft, sie sind ihre Erfüllungsgehilfen; sie setzen sie um. Trotz und entgegen steigender Komplexität soll das Individuum mit diesen Produkten sein Leben selbst steuern – durch Verankerungen, zu denen technische Geräte verhelfen oder beitragen. Genauer: Sie liefern Sinn für den eigenen Platz auf diesem Planeten. Es sind Werkzeuge für die Verwandlung in vernetzte Individuen, die ein eigenes und zugleich gemeinsames Verständnis der Gesellschaft teilen. Diese Menschen sind alle eins – User und Netzwerk-Communities gehören einem bestimmten Stamm an, der durch den Gebrauch dieser Geräte und durch bestimmte Konsummuster diese Einheit verkörpert. Kleine Änderungen an einem selbst können so einen gigantischen Effekt für das Ganze haben – die privateste Umgebung des Einzelnen ist potenziell gleich die ganze Welt: Mit Hilfe von persönlicher Transformation, technologisch gestützt.

Die Gesellschaft nimmt man durch die damit einhergehenden Innovationen „automatisch“ mit: Diesem Denken aus der alten, antiken Tradition der praktischen Philosophie ist unvorstellbar, die Entfaltung produktiver Kräfte *ohne die höheren Ziele gemeinschaftlicher Gesinnung* erreichen zu können. Der Fluchtpunkt ist genuin „kommunitär“, vollzieht sich in Gemeinschaften Gleichgesinnter. Im Hort der von diesem Ansatz insbesondere *ökonomisch* Überzeugten, im Valley, werden mittels der Produktion von Wirtschaftsgütern, die in direkter Linie zur sozialen Utopie führen, im Grunde kulturelle Ressourcen alloziert, die erst den „wahren“ Reichtum ermöglichen: Die Vollendung des individuellen Selbst im Weltganzen. In dieser Ökonomie berühren sich Endliches und Unendliches.

Ganz anschaulich wird das nicht nur in der eigensinnigen „Einfärbung“ kultureller Artefakte, etwa der Hubble-Fotos. Ein weiteres beispielgebendes Bild dieser Absicht voranzukommen ist etwa auch die Idee der Staatsgründung auf künstlichen Inseln im Meer, wo dann mit Gesellschaft experimentiert werden soll („Seasteading“, vgl. Abb. 2.3). Randolph Hencken, Leiter des privaten kalifornischen Seasteading Institute, plant die Besiedlung der Ozeane und präzisiert, er würde das Wort Utopie dafür eher nicht benutzen. Was sie machten, sei real. Man wisse, man könne es schaffen. In die gleiche Richtung gehende Überlegungen: In den Wohngemeinschaften San Franciscos zerbricht man sich anlässlich



<http://www.springer.com/978-3-658-09328-0>

Silicon Valley als unternehmerische Inspiration

Zukunft erforschen - Wagnisse eingehen -

Organisationen entwickeln

Müller-Friemauth, F.; Kühn, R.

2016, XIII, 180 S. 22 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-09328-0